

Dr. Benedito Cangenio

Der Mensch ist Angst: Zur existenzialistischen Analyse durch Jean-Paul Sartre

Päpstliche Lateran-Universität Rom 11. Mai 2011

Meine sehr verehrte Damen und Herren!

Es ist mir eine große Freude und eine Ehre zugleich nach einigen Jahren Freundschaft mit der KIG, am heutigen Abend hier zu sein, um mich mit Ihnen auszutauschen zur Thematik der Angst in der Ontologie Jean-Paul Sartres.

Mein Vortrag trägt den Titel: *Der Mensch ist Angst: Zur existenzialistischen Analyse durch Jean-Paul Sartre*. Anhand vier ausgewählter Werke dieses Denkers, der zu den größten Vertretern des Existenzialismus zählt, werde ich, dem Titel dieses Vortrages gemäß, zu zeigen versuchen, was diese Formulierung: „*Der Mensch ist Angst*“ auf sich hat und welche greifbare Anwendung die existenzialistische Analyse dieses Ausdrucks für unsere konkrete Existenz haben kann. Diese vier Werke sind: *Skizze einer Theorie der Emotionen* (1939), *Das Sein und das Nichts* (1943), *Baudelaire* (1946) und *Huis clos* (Dt.: *Bei geschlossenen Türen* bzw. *Die geschlossene Gesellschaft*; 1945). Das Wesentliche der Aussage: „*Der Mensch ist Angst*“ kann ich bereits voraussicken: Die Angst, von der in der Ontologie Sartres und im Existenzialismus überhaupt die Rede ist, ist eine Grundbestimmung des Menschen oder der *menschlichen-Realität*, um die phänomenologische Terminologie Sartres zu verwenden. Im Heideggerschen Sinne würde man von dieser Angst als von einem Existenzial (und nicht von *existenziell*) sprechen. Kant würde hierbei den Begriff *Kategorie* ins Spiel bringen.

Wie erläutert Sartre diese These in den vier oben aufgelisteten Werken? Ich beginne mit der *Skizze einer Theorie der Emotionen*.

Die *Skizze einer Theorie der Emotionen* ist ein interessantes Werk. Sie gehört nicht nur zu den literarisch sorgfältigsten Produktionen Jean-Paul Sartres, sondern sie ist vor allem und ausschließlich einem dem Existenzialismus teuersten Grundthemen gewidmet, nämlich der Affektivität, die Sartre hier unter dem speziellen Gesichtspunkt der Emotion behandelt. Der Begriff *Angst* wird in der Skizze zwar nur selten

ausdrücklich genannt, aber der ganze Gedankengang, durch den Sartre die Funktion und die Natur der Emotion herauszuschälen versucht, wirft ein großes Licht auf das, was der Autor der *Skizze* meint, wenn er später schreiben wird, dass *der Mensch Angst ist*. Im Gegenteil zur klassischen Psychologie, die Sartre zufolge die Emotion als nur ein zusätzliches Phänomen untersucht, gegenüber anderen Phänomenen wie Aufmerksamkeit, Gedächtnis, Wahrnehmung etc. (*Skizze*, S. 259) oder gar als Störung ansieht, macht sich Sartre zur Aufgabe, das Wesen der Emotion zu fixieren. Im Endeffekt erfasst Sartre das Wesen der Emotion als ein magisches Verhalten, dessen Funktion und Finalität die Veränderung der deterministischen und schwierigen Welt ist. Nehmen wir ein paar Beispiele zu einer bekannten Emotion, die unmittelbar in der Nähe der Angst steht, nämlich der Furcht. Ein Mensch, der angesichts eines wilden Tieres in Ohnmacht fällt, versucht, die Welt zu verändern bzw. die Gefahr zu vernichten, indem er in seiner Ohnmacht die Flucht ergreift und zwar auf eine magische Weise (*Skizze*, S. 296). Ein Boxer, der sich mit geschlossenen Augen auf den Gegner stürzt, sehnt ebenso eine Veränderung der gegenwärtigen Konstitution der Welt herbei, indem er die Wirksamkeit der gegnerischen Fäuste auf magische Weise auszuschalten versucht (*Skizze*, S. 297). Das Phänomen Emotion ist also keine bloße Qualität oder etwas Akzidentiell, das der menschlichen-Realität von außen zukommt, sondern eine unentbehrliche Struktur des Bewusstseins zwecks einer magischen Veränderung der Welt, einer Veränderung der Welt, für die das Bewusstsein den Körper als Beschwörungsmittel benutzt (*Skizze*, S. 302), was übrigens die Körpererscheinungen, die wir in der Emotion oder bei starker Angst erleben, erklärt.

Obwohl – wie anfangs bereits angedeutet – die *Skizze* den Begriff *Angst* nur sparsam thematisiert, liefert sie uns dennoch ein entscheidendes Konzept für die explizite Auseinandersetzung mit dieser Thematik. Außerdem: Die Beschreibung einer Emotion wie der Furcht als einer unentbehrlichen Struktur des Bewusstseins führt uns in die unmittelbare Nähe des Titels der Freiheit, mit dem der Komplex Angst analytisch zusammenhängt. Den unzertrennlichen Zusammenhang zwischen Bewusstsein, Freiheit und Angst behandelt Jean-Paul Sartre tiefgründig in *Das Sein und das Nichts*, und diesem Werk möchte ich mich als nächstem widmen im Versuch, darin eine ausdrücklichere Erläuterung zur These Sartres zu finden, nach der *der Mensch Angst ist*.

Mancher Kritiker hat *Das Sein und das Nichts*, das Hauptwerk Sartres, zu Recht als eine Ontologie der Freiheit bezeichnet. „Wir sind zur Freiheit verdammt“ – hat Sartre in der Tat formuliert. Die menschliche-Realität ist also frei, und zwar notwendig. Aber eine Freiheit, deren die menschliche-Realität nicht bewusst wäre, wäre keine Freiheit. Es muss also in der menschlichen-Realität eine existenzielle Struktur, – oder wie Sartre selbst sagt (*Das Sein und das Nichts*, S. 91) – eine bestimmte Art geben, die der menschlichen-Realität ihre eigene Freiheit enthüllt, d.h. eine Struktur, in der sich der Mensch seiner Freiheit unmittelbar bewusst wird. Diese existenzielle, besser gesagt, existenziale Struktur ist die Angst. In der Angst gewinnt der Mensch Bewusstsein von seiner Freiheit (*Das Sein und das Nichts*, S. 91). Oder, etwas kompliziert: Die Angst ist der Seinsmodus der Freiheit als Seinsbewusstsein. Sartre formuliert diesen Gedanken anders und behauptet: In der Angst steht die Freiheit für sich selbst in ihrem Sein in Frage (*Das Sein und das Nichts*, S. 91). Einfacher kann man sagen: Die Angst ist Angst vor seiner eigenen Freiheit. Die Freiheit macht also Angst, es ist beängstigend, frei zu sein!

Die Angst als Bewusstsein seiner Freiheit begegnet dem Menschen in drei Formen: (1) In der Form von *Angst vor der Zukunft*, (2) *Angst vor der Vergangenheit* und in Form von (3) *Ethischer Angst*. Was hat jede dieser Modi der Angst auf sich?

Die *Angst vor der Zukunft* beschreibt Sartre anhand des Beispiels eines Wanderers, der sich auf einem schmalen Pfad ohne Geländer, der entlang einem Abgrund läuft, bewegt und dabei von der Angst geplagt wird, in den Abgrund zu fallen (*Das Sein und das Nichts*, S. 93). Die Angst dieses Menschen ist im Endeffekt die Angst, sich selbst in den Abgrund zu stürzen, also Angst vor seiner eigenen Freiheit oder, was dasselbe ist, Angst vor sich selbst. Familiär ausgedrückt kann man sagen: Wenn nichts darauf hinweist, dass der Pfad und die lockere Erde unter den Füßen des Wanderers nachgeben könnte, und der Wanderer trotzdem Angst hat, dann fragt sich, wovor der Wanderer denn Angst hat. Die Antwort Sartres lautet: Er hat vor nichts anderes Angst, als vor seiner eigenen Freiheit, d.h. Angst davor, sich selbst in den Abgrund zu stürzen und das bedeutet Angst vor sich selbst. Dieser Mensch ist seine Angst. Die Angst dieses Menschen überfällt ihn also nicht von außen, sie wird in ihm nicht von einem bestimmten oder deterministischen Gegenstand aus einer Gegend der Welt hervorgerufen (das wäre die Furcht), sondern seine Angst steigt in ihm selbst aus dem Nichts heraus und bildet so eine Grundbestimmung, ohne die er

nicht existiert. Diese Gedankenentwicklung fasst Sartre in die These zusammen: Der Mensch ist Angst.

Die *Angst vor der Vergangenheit* ist ein weiterer Modus der Angst als Bewusstsein der Freiheit. Nehmen wir zur Erläuterung dieser Angst wieder ein eigenes Beispiel Sartres: Ein Spieler hat beschlossen, mit dem Spielen aufzuhören. Doch jedes Mal, wenn er in die Nähe des »grünen Tisches« kommt [es handelt sich offenbar um einen Tennisspieler], gerät er in Angst (angustia) als „Folge“ des inneren Konflikts zwischen seinem Entschluss, das Spielen aufzugeben und dem Wunsch, es wiederaufzunehmen (Das Sein und das Nichts, S. 97). Sartre legt die Situation des Spielers folgendermaßen dar: Dieser Spieler ist einer deterministischen Sichtweise der Welt unterworfen und bildet sich ein, seine Entscheidung genüge, ihn von der Wiederaufnahme des Spielens aufzuhalten. Gelinde formuliert: Der Gegenstand Entscheidung soll auf eine kausale Weise bewirken, dass der Gegenstand Spieler seiner Entscheidung treu bleibt. Das kann jedoch nicht gelingen. Die Angst (angustia) des Spielers ist keine Folge eines Konflikts zwischen Wünschen, die sich bekämpfen, sondern seine Angst ist vielmehr das Bewusstwerden von der Tatsache, dass seine Entscheidung, das Spielen aufzugeben, frei war, und dass er weiterhin dazu verdammt ist, frei zu entscheiden, ob er diesem Entschluss treu bleibt oder ob er ihn widerlegt. Das Bewusstsein dieser Freiheit macht ihm Angst, besser gesagt: Sie ist die Angst. Es ist hier wiederum von einer Angst die Rede, die nicht mit einem Furchtgefühl zu verwechseln ist, sondern von einer Grundverfassung des Daseins, um es mit Heidegger zur Sprache zu bringen (Sein und Zeit, S. 269). Solange das Dasein (menschliche-Realität) Freiheit ist, ist es also auch Angst. Kurzum: Auch hier ist der Mensch Angst.

Als dritte Form, in der die Angst der menschlichen-Realität begegnet, gilt die *Ethische Angst*. Der Existenzialismus Sartres kennt keine Werte, wenigstens nicht in Form von Forderungen, die dem Menschen vorgegeben sind und von diesem verfolgt werden sollen. Der Mensch – das ist der Schöpfer der Werte. Ein Wertesystem gibt es nur verstanden als Idealität der Werte und die alltägliche Moralität ist nicht mehr und nicht weniger, als ein Existenzmodus des Menschen, der die Werte ins Sein ruft und darin hält. Die Ethische Angst ist die Anerkennung dieser Idealität der Werte, d.h. das Bewusstwerden auf die beängstigende Entdeckung, dass ich es bin, der ich aufgrund meiner Freiheit alle Werte erschaffe. Dass diese Ontologie des Wertes dem Menschen Angst machen muss, kann man folgenden Worten Sartres

entnehmen: „Der Mensch trägt das Gewicht der ganzen Welt auf seinen Schultern: er ist für die Welt und für sich selbst als Seinsweise verantwortlich... Die Verantwortlichkeit des Für-sich ist drückend, weil es das ist, das *sich sein macht*, muss es, was immer die Situation ist, in der es sich befindet, diese Situation gänzlich annehmen mit dem stolzen Bewusstsein, ihr Urheber zu sein... Es ist unsinnig, sich beklagen zu wollen, weil ja nichts Fremdes darüber entschieden hat, was wir fühlen, wie wir leben oder was wir sind... Die absolute Verantwortlichkeit ist übrigens kein Akzeptieren: sie ist das bloße logische Übernehmen der Konsequenzen unserer Freiheit...“ (Das Sein und das Nichts, S. 950-951).

Die ontologische Analyse des Ausdrucks: *Der Mensch ist Angst* im Werk *Das Sein und Nichts* möchte ich bei diesen Überlegungen bewenden lassen. Die Vielfalt der literarischen Produktion Sartres enthält drei große „phänomenologische Portraits“, wie manche Kritiker Sartres sie nennen (siehe z.B.: Peter Royle, S. 248).¹ Die These Sartres, dass der *Mensch Angst ist*, möchte ich jetzt anhand der frühesten dieser Portraits: *Baudelaire* überprüfen.

Als einer der größten französischen Lyriker Allerzeit angesehen, hat sich Charles Baudelaire (1821-1867) einen Namen in der Literatur gemacht und wird als einer der Wegbereiter der europäischen literarischen Moderne behandelt. Der Anspruch des phänomenologischen Portraits Sartres, das Baudelaire gewidmet ist, ist es am Beispiel eines konkreten Menschen jeglichen Determinismus zurückzuweisen und die Verantwortlichkeit des Einzelnen für das, was man gemeinhin das Schicksal nennt, nachzuweisen.

Baudelaire galt für Biographen als Musterbeispiel eines Opfers gesellschaftlicher Verhältnisse, als Urbild des »poète maudit«, den die Gesellschaft jahrelang angeblich hinter Schloss und Riegel hielt, der in seiner dauernden Geldverlegenheit, in den vielen erlittenen Krankheiten, in seiner Einsamkeit und in seinem frühen Ende nicht das Leben führen konnte, das er verdient hätte (Baudelaire, S. 15). In der Tat ruft Baudelaire selbst in seinen Schriften den Eltern zu: „Ihr habt mich weggejagt“ oder: „Ihr habt mich zu einer abgesonderten Existenz verurteilt“ (Baudelaire, S. 18), und

¹ Die zwei anderen Portraits sind: *Saint Genet: Komödiant und Märtyrer* und *Gustave Flaubert: Der Idiot der Familie*. Hier sind ausschließlich die größten Studien genannt, denn Sartre hat über viel mehr Vertreter des literarischen Universums geschrieben wie zum Beispiel: Faulkner, Dos Passos, Nabokov, Charles Morgan und Melville, Camus, Giraudoux, Mauriac, Blanchot, Ponge, Nizan, Drieu La Rochelle, Jules Renard und Denis de Rougemont (Jean-Paul Sartre: Baudelaire, S. 4).

zier pathetisch: „Ich werde sterben, ohne aus meinem Leben etwas gemacht zu haben“ (Baudelaire, S. 58), etc.

Gegen diese eingebürgerte Vorstellung über den Menschen Baudelaire erbringt Sartre gemäß seiner Ontologie der Freiheit jedoch das Argument, dass die Weise, wie der Mensch lebt, immer einer Wahl seiner selbst entspricht. Die Existenz der menschlichen-Realität passt nicht ins Bild eines unverdienten Missgeschicks, das sie zu Boden wirft, denn diese Wahl seiner selbst, die der Mensch notwendig trifft, ist absolut identisch mit dem, was man sein Schicksal nennt. „Das Unglück, das eine Seele empfindet“ – schreibt Sartre – „ist keineswegs eine Auswirkung äußerer Schicksalsschläge; es kommt aus dieser Seele selbst und ist ihre kostbare Eigenschaft“ (Baudelaire, S. 61).

Anhand einer tiefgreifenden Analyse von Aufzeichnungen, Werken und dem Briefwechsel Baudelaires mit seinen Nächsten zieht Sartre den Schluss, dass die schlimmsten Fehler dieses Schriftstellers seine Faulheit und seine „procrastination“ waren, d.h. die Neigung Baudelaires, alles von einem Tag auf den anderen zu verschieben (Baudelaire, S. 51). Sein Charakter ist gekennzeichnet durch eine übertriebene Heftigkeit im Planen, eine explosive Plötzlichkeit zu Beginn jeder Verwirklichung und ein ewiges Wiederanfangen in allem, was er sich vornimmt. Sein Naturell verbietet ihm jegliche Unternehmung auf lange Sicht. Das Leben Baudelaires: zerstückelt und eintönig, denn sobald er das Terrain der Freiheit betritt, packt ihn die Angst seiner Unverbindlichkeit, d.h. die Angst seiner Freiheit und versucht, sich aufs neue an ein fertiges Universum zu klammern (Baudelaire, S. 52). Baudelaire will sein und existieren zugleich (Baudelaire, S. 52). Hinzu kommen die zweifelhaften Lüste dieses Lyrikers, durch die er sein Leben vertan hat (Baudelaire, S. 53).

Das Leben dieses bedeutenden Vertreters der Weltliteratur hat Sartre zufolge jedoch nichts von einer pathologischen Störung. Durch sein Verhalten hat Baudelaire selber über seinen Lebenslauf entschieden. Sein Leben war kein passiv erlittenes Geschick, sondern ein gewähltes, herbeigerufenes, bejahtes Schicksal. Auch wenn Baudelaire das Gute verwehrt geblieben zu sein scheint, so hat er sich selbst dafür entschieden, sich nicht für sein eigenes Gut zu entscheiden. Baudelaire bleibt also ursprünglich frei, und seine Angst, die Angst vor seiner Einsamkeit, seine Existenzangst ist das Bewusstsein dieser Freiheit. Solange er frei ist, hat er oder, besser gesagt, ist er auch Angst, denn in seiner Angst wird ihm bewusst, dass er frei ist, so und nicht anders zu leben.

Die Sartre'sche Ontologie der Freiheit hat nicht nur in rein philosophischen Schriften Niederschlag gefunden, sondern auch in Theaterstücken. Das bekannteste von allen ist wohl *Huis clos* (Dt. *Hinter geschlossenen Türen* oder *Die geschlossene Gesellschaft*) aus dem Jahr 1945. Der Überprüfung der These Sartres, dass der *Mensch Angst ist*, gelten zum Schluss meines Vortrages die nachfolgenden Zeilen. Hier zunächst einmal eine knappe Zusammenfassung des Dramas, bevor ich mich der Problematik der Angst darin zuwende (siehe: Cangen: Die Angst bei Jean-Paul Sartre, S. 90): Garcin, Ines und Estelle treffen sich nach ihrem Tod in der Hölle. Garcin war vor seiner Einberufung in die Armee geflohen, also ein Deserteur, Ines ist lesbisch und Estelle eine Kindsmörderin. Die meisten Sartres' Kritiker sind sich übrigens darüber einig, dass diese Personenmerkmale keine Bedeutung beinhalten für die Hermeneutik des Werkes. In diesem Raum, in dem Garcin, Ines und Estelle eingesperrt sind, in der Hölle, gibt es keinen Spiegel, in dem man sich selbst betrachten könnte. Jeder kann nur durch die andern zu sich kommen und keinem gelingt es, sich den andern zu entziehen. Tagein tagaus brennt das Licht. Es ist nicht einmal möglich, sich durch einen Lidschlag für einen kurzen Moment von den andern zwei zu lösen, keiner kommt zum Schlaf, unmöglich, das Auge zu schließen. Jeder ist also hilflos und ununterbrochen dem Blick der anderen ausgesetzt. In dieser dramatischen Konstellation versucht jeder zuerst, sich den anderen anders zu präsentieren, als er wirklich ist, sie spielen Komödie. Erst am Ende kommt die Wahrheit zu Tage... Und erst am Ende gibt jeder zu, dass er unheilbar von den anderen abhängt und dass das Urteil der anderen das Einzige ist, was zählt für ein günstiges Bild von sich selbst. Für die drei Insassen der Hölle besteht diese also weder aus Marterpfählen noch aus Bratrostern, sondern und einzig darin, dass jeder den anderen zur ewigen Qual wird. Auf dem Gipfel seines Leidens angekommen spricht Garcin den berühmten Satz aus: „*L'enfer c'est les autres*“ (Dt. *Die Hölle, das sind die anderen*). Die Dramatik der unmündigen Abhängigkeit von den anderen spitzt sich am Ende des Theaterstücks zu: Die Höllentür geht auf. Doch jeder bevorzugt die Abhängigkeit und bleibt freiwillig in der Hölle, denn es macht sich außerhalb der Hölle eine noch stärkere Hitze spürbar.

Was hat es mit diesem Drama auf sich? Die Sartre'sche Ontologie der Freiheit kommt in diesem Stück wieder eindeutig zum Vorschein. Den drei Insassen der Hölle wird es gestattet, der Hölle der Abhängigkeit von den anderen zu entrinnen.

Doch sie weigern sich, von ihrer Freiheit Gebrauch zu machen. Unfrei zu leben ist bequem. Sie haben Angst davor, frei zu sein, sie ängstigen sich vor ihrer Freiheit. Solange Garcin, Ines und Estelle den deterministischen Umständen der Hölle unterliegen, müssen sie sich selbst nicht annehmen (*s'assumer*), das tun die anderen für sie. Auf einmal jedoch werden sie sich ihrer Freiheit bewusst, sie entdecken beängstigt, dass sie sich selbst neu schaffen können, indem sie sich frei dafür entscheiden, authentisch oder unauthentisch zu leben. Dieses Bewusstwerden auf ihr Freisein-Können ist wiederum die Angst.

Wie passt diese existenziale Analyse der Angst und der menschlichen-Realität zu der These, dass der *Mensch Angst ist*? Die Freiheit bleibt eine ontologische Bestimmtheit, ein Konstitutivum der menschlichen-Realität, sie gehört zu ihrer ontologischen Genesis und zu ihrer Seinsverfassung. So gesehen muss man die Auslegung des Fallbeispiels von Garcin, Ines und Estelle eigentlich korrigieren und sagen, dass die drei auch eine Wahl treffen und sich entsprechend ihrer Freiheit verhalten, nur: Sie entscheiden sich für die Abhängigkeit. Die Wahl, die die menschliche-Realität trifft ist eine *Urwahl* (*choix originel*), die tief in ihr verwurzelt ist, eine Urwahl, die die menschliche-Realität (oft) nicht erkennen kann, denn sie ist eins mit ihr (Baudelaire, S. 52-53). Und weil die menschliche-Realität in der Angst ihrer Freiheit bewusst wird, so gehört auch sie ihr ontologisch. Der Mensch ist Bewusstsein, Freiheit und Angst. Die menschliche-Realität versucht zwar durch eine unauthentische Lebensweise immer wieder vor ihrer Angst zu fliehen, indem sie selbst den Gebrauch ihrer eigenen Freiheit unterbindet, doch ontologisch frei bleibt sie trotzdem, und die Angst ist auch im Fall eines unauthentischen Lebens das Bewusstsein, sich frei für die Unauthentizität zu entscheiden. Der Mensch bleibt Angst.

Meine sehr verehrte Damen und Herren!

Welche greifbare Verwendung könnte die Analyse des Phänomens Angst durch Sartre auf unsere konkrete Existenz haben? Ich finde die Bearbeitung von Termini wie: Freiheit, Bewusstwerden, Authentizität, Verantwortung, Wahl seiner selbst etc. in der Ontologie Sartres stark herausgearbeitet. Mit diesen Titeln hängt ein weiterer wichtiger Begriff zusammen, und zwar der Begriff der *Entschuldigung*. Die Ontologie Sartres lässt keine Entschuldigung zu. Mit Lebenseinstellungen wie: „*Mein Schicksal ist wegen meiner Eltern schlecht*“, oder: „*Du bist für mein Elend verantwortlich*“ oder noch: „*Die Welt ist wegen Gott und der Sünde schlecht*“ etc. kann man im Sinne Sartres keinen konstruktiven Beitrag leisten für eine neue Welt und

für die Geburt besserer Menschen. Ich persönlich finde den Gedanken irgendwie beflügelnd: „*Ich habe Angst, also bin ich frei!*“. Dieses Freisein kann nicht einmal von der Sünde zerstört werden. Aber zur Thematik *Sünde* werden wir gleich im Beitrag von Ludwig Weimer mehr hören und lernen.

Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Aufmerksamkeit!